E 21949 F

# Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung, Frankfurt/Main.
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

31. Jahrgang | März/April 1984 | Nummer 2

## Hansi redivivus?

Lebt sein Geist noch, der alte Haß- und Lügengeist? Hat so ein Hetzer, der am Deutschen keinen guten Faden ließ, in der Zeit der deutsch-französischen Freundschaft noch eine Existenzberechtigung auf dem Büchermarkt? Ob er das hat, ist eine andere Frage, aber er ist sogar sehr lebendig in den Buch- und Andenkenläden des Elsasses, besonders um den Münsterplatz zu Straßburg. Massenhaft kann man dort seine Postkarten mit kleinen Elsässern und Elsässerinnen, die mit blau-weiß-roten Kokarden an der Pelzmütze (die sie nicht trugen!) oder der Schlupfkappe (die nur unterelsässische Bäuerinnen bestimmter Dörfer trugen, aber ohne Kokarde welcher Art auch immer) und blau-weiß-roten Fähnchen in den Händen, die Marseillaise singend in die Schule ziehen. Und der stupide deutsche Gendarm mit Glotzaugen, roter Nase und einem roten Schnurrbart darf natürlich auch nicht fehlen. Alles Lügen, die Hansi erfand, um vor 1914 die Franzosen daran zu erinnern, daß jenseits der „ligne bleue des Vosges" ein armes geknechtetes Völklein bis zu den Jüngsten hinunter nur von einem blau-weiß-rot ausgeschlagenen Himmel träumte. Sprich: Sehnsüchtig drauf wartete, daß endlich der Sturm aus dem Westen losbreche und die französische Armee einmarschiere, um es von dem verhaßten „preußischen Stiefel", unter dem es erdrückt am Boden lag, zu befreien. Sie kam dann auch, nachdem auf jeder Seite an die zwei Millionen junge Menschen das Leben hatten lassen müssen, zweieinhalb mal soviel, als nach des „oncle Hansi" Lügen „befreit" werden wollten.

Und was hat er nicht alles in der den französischen und bourgeoisen elsaß-lothringischen Kindern — andere konnten ja kein Französisch damals — zugedachten „Histoire d'Alsace" zusammengelogen, um schon das kindliche Gemüt mit Haß und Verachtung gegen alles Deutsche zu nähren! Durch alle Jahrhunderte stehlen die Germanen und alle ihre Nachkommen den Einwohnern der „provinces martyres" ihre Uhren, mit den primitiven Sonnenuhren der Kelten angefangen, und tragen sie auf dem Buckel in ihre barbarische Heimat.

Fortsetzung auf Seite 2

**Einem Teil dieser Nummer liegen bei: Einladung, Anmeldekarten — Programm, Zahlkarte, Prospektbeilage.**

## Herzliche Einladung zur Jahresversammlung

der Stiftung und der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung

**am 24. Juni 1984, im Evang. Gemeindehaus in Eppingen**
wie in den Vorjahren

| | |
|---|---|
| 9.15 Uhr | und 9.30 Uhr Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste in der kath. und evang. Kirche |
| 11.00 Uhr | Herbert Wild: Das Gästebuch des Sesenheimer Pfarrhauses |
| 12.00 Uhr | Gemeinsames (einfaches) Mittagessen im Gemeindesaal DM 8,50 ohne Getränke |
| 13.30 Uhr | Begrüßung durch den Vorsitzenden von Stiftung und Gesellschaft, Herrn Dr. Erich Sick. Bericht über die Stiftung. |
| 14.00 Uhr | Dr. Gottfried Berron: Friedrich Lienhards „Oberlin" — Dichtung oder Wahrheit? |
| 15.30 Uhr | Gelegenheit zu Gespräch und Meinungsaustausch |
| 16.15 Uhr | Kaffee und reichlich Kuchen, DM 7,50 |
| 17.15 Uhr | Abschluß und Ausklang. |

Für die Stiftung: Dr. E. Sick

Für die Gesellschaft: die Geschäftsstelle Frau Anneliese Schlecht

**Essensmarken für Mittagessen und Nachmittagskaffee** bitten wir am Eingang gleich zu lösen, denn bei Tisch kann nicht kassiert werden. Ablauf und Bedienung sind erleichtert, wenn sich einige Frauen mit zur Verfügung stellen.

Die Jahresversammlung ist **keine öffentliche Veranstaltung.** Darum geht diese Einladung nur an unsere Mitglieder und bei uns eingeschriebene Freunde, was jedoch nicht ausschließt, daß andere, die interessiert sind und gerne zu uns kommen möchten, mitgebracht werden. Ihre Anzahl sollte unbedingt auf der Anmeldekarte angegeben werden, weil die Küche sich einrichten muß.

**Dringende Bitte: Möglichst frühe Anmeldung, letzter Termin:**
Ihre Anmeldung muß am **15. Juni 1984 auf der Geschäftsstelle liegen.**

Auf ein frohes und gesundes Wiedersehen hofft und freut sich die Geschäftsstelle:
Wiesenstraße 110, 7024 Filderstadt 1 (Bernhausen)
Ruf Stuttgart (07 11) 70 16 45

Wegen einer **Mitfahrgelegenheit** wenden Sie sich, bitte, an:

H. Bartsch, Tullastraße 50, 7500 Karlsruhe
E. Reiß, Rangaustraße 15, 8500 Nürnberg
R. Doering, Hainsbachweg 8, 6900 Heidelberg
K. Kohnle, Forststraße 5, 7064 Remshalden

# Hansi redivivus?

Fortsetzung von Seite 1

Von dem Einfall in das Elsaß der „wilden Engländer" unter Enguérand de Coucy 1375 - in Wirklichkeit „arbeitslos" gewordene Söldner des 100jährigen Englisch-französischen Krieges — von den Armagnaken unter dem französischen Kronprinzen, späteren König Ludwig XI., die damals schon den „Schwedentrunk" anwendeten, von den Greueln der Truppen Turennes nach der Schlacht bei Türkheim am 5.1.1675, von der zweimaligen Zerstörung Hagenaus 1677 bis auf zehn stehen gebliebenen Gebäuden, meist Kirchen, durch den allgemein „Mordbrenner" genannten La Brosse auf Befehl des Kriegsministers Louvois, von der Riesenbeute, die die Soldaten Créquis 1678 aus dem eroberten Lichtenberg gleich wagenzugweise wegführten, Fluchtgut, das verängstigte elsässische Bauern vor den damals keineswegs als Befreier auftretenden Soldaten des französischen Königs in die Festung „geflehnt" hatten, von der Schleifung der Mauern der 10 Reichsstädte, der Zerstörung sämtlicher Burgen, davon weiß dieser „Historiker" nichts. Geschichte ersetzt er durch hetzerische Fantasiegebilde.

Er ist sogar ein doppelter Lügner: Nicht nur, daß er die elsässische Wirklichkeit vor 1914 nach seinem Wunschbilde verfälscht: Ein guter Teil seiner Karikaturen, mit denen er die „Preußen" diffamieren will, sind Plagiate aus dem „Simplizissimus", wo manche Typen unbarmherzig veräppelt wurden. Hansi verallgemeinert diese geklauten Vorbilder in seiner lügnerischen Weise und macht aus skurilen Exemplaren den typischen tölpelhaften, gemeinen, ungebildeten Deutschen, ohne dem staunenden Franzosen — denn um diesen aufzuhetzen waren diese Machwerke gedacht —was für ein „gallischer" Esprit (aus der bajuwarischen Hauptstadt!) Modell gestanden hatte.

**Spendenbescheinigung für das Finanzamt**

**Wer eine Spendenbescheinigung benötigt, möge diese bitte bei der Geschäftsstelle anfordern.**

Passiert ist ihm unter dem preußischen Stiefel nicht viel: Als er 1914 kurz vor Ausbruch des Krieges wegen Beleidigung des Militärs zu einigen Monaten verurteilt worden war, bekam er gleich Hafturlaub, um seine Angelegenheiten in Kolmar in Ordnung zu bringen. Er fuhr gleich weiter in Richtung Paris, wohin um die gleiche Zeit seine Freunde Wetterle, Georges Weil, Dr. Pierre Bucher, Salomon Grumbach, Blumenthal sich ebenfalls hinbegaben. Wer hatte sie gewarnt? Gemeinsam haben sie dann in Kriegsgefangenenlagern gefangene Elsaß-Lothringer bearbeitet, sie möchten sich doch freiwillig in die französische Armee melden. Sträubten sie sich, so wurden sie schlecht behandelt.

Vor 1914 hatte er für alles Elsässische geschwärmt und gejammert, wie es vergewaltigt wurde, nachher hat er kein Wort mehr für die elsässische Eigenart verloren, hat aber seinen Gesinnungsgenossen Robert Heitz (siehe dessen „Souvenirs de jadis et de naguère", S. 80) gestanden, unter französischer Herrschaft dürfte er sich bei weitem nicht das leisten, was er sich unter dem preußischen Stiefel vor 1914 geleistet hatte.

Und die Produkte dieses Mannes, eines Schädlings für seine Heimat, für Frankreich, für ganz Europa, das in den Krieg zu stürzen er bewußt und zielstrebig mitverschuldet hat, eines Kriegshetzers also, werden nicht nur in Postkartenformat feilgeboten und verhöhnen die deutschen Touristen, deren harte Währung in den gleichen Andenkenläden und Buchhandlungen und erst recht in den zahlreichen benachbarten Restaurants sehr gerne angenommen werden: 1982 kam für 240 F bei Subskription, 290 F später, eine kostbare Veröffentlichung, „Le grand livre de l'oncle Hansi" mit den gleichen Klischees wie vor 1914 heraus. Hansi hat auch anderes gemalt und gezeichnet als illustrierte Haßtiraden, möge man das bringen, aber alles andere gehört in die Mottenkiste der „Erbfeindschaft". Man stelle sich einen umgekehrten Fall vor! Wie würden da die französischen Medien und Politiker aufbegehren (mit Recht)! Wie würden die deutschen Gazetten von solch einer unfreundlichen, unzeitgemäßen Gemeinheit dem neuen Freunde gegenüber reden (mit Recht)! Oder man stelle sich vor, Streichers pornographischen Produkte im „Stürmer" gegen Juden würden den die Bundesrepublik besuchenden Israelis massenhaft angeboten. Nicht auszudenken! Aber genau das ist die Lage. Doch haben wir noch nie gehört, daß deutscherseits irgend etwas unternommen worden wäre, weder von Medien, noch von Vereinigungen, noch von Politikern. Warum könnte nicht der Bundeskanzler, ob er Schmidt heißt oder Kohl, bei einem seiner zahlreichen freundschaftlichen Treffen mit dem französischen Staatspräsidenten, ob der Giscard heißt oder Mitterand, darauf aufmerksam machen, daß Karikaturen, die vor 1914 schon eine lügnerische Gemeinheit waren, in den Jahren der Freundschaft auf keine Art mehr in die politische Landschaft passen? Gewiß, in Frankreich herrscht wie bei uns Pressefreiheit, verbieten kann ein Präsident so etwas nicht, aber es gibt allerlei Möglichkeiten, Gemeinheiten als solche zu charakterisieren und zu zeigen, daß so etwas nicht mehr zeitgemäß ist, so daß die Kolporteure und Nutznießer des Hasses den Geschmack daran verlieren würden.

Zudem dürfte psychologisch der Augenblick nicht schlecht gewählt sein: Da lesen wir am 13.2.84 in „Die Welt" unter der Überschrift „Der Michel kommt bei der Marianne immer besser an" von A. Graf Kageneck, daß das Meinungsforschungsinstitut „Sofres" unter 1200 Franzosen im Alter von 18 bis 70 Jahren, ein von „Le Nouvel Observateur" veröffentlichtes Interview verarbeitet hat, nach dem 57% der Befragten finden, die Bundesrepublik sei ein „sehr" oder „eher sympathisches" Land. Nur 10% finden sie unsympathisch. 52% mögen sogar mit uns die Verantwortung für de Gaulles Lieblingsspielzeug, die atomare „force de frappe" teilen, (was wir gar nicht möchten!). Graf Kageneck erinnert an die Deutschlandschwärmerei der Madame de Staël oder George Sands vor 170 Jahren, als Deutschland ein Puzzle von Kleinstaaten war. Was den Franzosen an den Deutschen heute völlig unbegreiflich erscheint, sei die „Friedensbewegung". Aber ein bißchen so etwas möchten sie auch haben, auch „Grüne" möchten die Jungen im eigenen Lande haben. Der Deutschunterricht nehme zu. Zu solcher Meinung paßt der antiquierte Hetzapostel Hansi wie eine Faust aufs europäische Auge, der Mann, der bodenständiges elsässisches Volkstum aus propagandistischen Gründen umgelogen und folklorisiert hat, ihm einen blau-weiß-roten Anstrich gab, um die Franzosen ja nicht von Revanchegelüsten abkommen zu lassen, so daß die armen jungen Burschen 1914 willig in den Krieg zogen. Nicht weit von Kolmar entfernt, am Lingenkopf, sind in wenigen Wochen an die 10000 Alpenjäger, meist Jahrgang 1895, eine Elitetruppe, „verheizt" worden, um endlich in dieses sehnsüchtig wartende Elsaß, wie Hansi gelogen hatte, dringen zu können. Solch ein Ungeist hat heute keine Existenzberechtigung mehr, wenn deutsch-französische Freundschaft nicht ein leeres Wort bleiben soll. eh

**Johann Friedr. Oberlin**

Unser Freund Gottfried Berron hat über den Wohltäter des Steintals, den bekannten Johann Friedrich Oberlin, der in unserem Kreis nicht eigens vorgestellt werden muß, eine lebendig gehaltene Schrift verfaßt (16 Seiten), die sich auch gut als kleines Geschenk eignet und die dazu dienen kann, Jüngere und kirchlich Orientierte ans Elsaß heranzuführen. Die Schrift ist für DM 1,30 über die Geschäftsstelle erhältlich.

## Schildbürgerstreiche da, Schildbürgerstreiche dort!

Sie wissen: Nach dem Kriege war die Stuttgarter Oper zu „altmodisch" für manche Leute, die von Stil und Baukunst etwas verstehen. Also: Raus mit dem Krempel. (Für einige Millionen natürlich.) Die „neue" Sachlichkeit gefiel aber niemandem als ihren Vätern. Also: Nochmal raus! (Das Alte muß wieder her! Millionen hin oder her!). Aber die Stuttgarter Bausachverständigen und Stadtväter mögen sich trösten: Die Partnerstadt Straßburg hat es nicht besser gemacht.

Dort war es der „Tram", der hinterwäldlerisch vorkam: Raus mit den Schienen und Oberleitungen! Viel besser, man verstänkert die Luft noch mehr durch Auspuffgase, macht nichts, wir sind modern! Das war 1960. Nicht ganz anderthalb Jahrzehnte dauerte der holde Modernitätstraum, da begann man schon 1974 nachzudenken, ob man nicht doch wieder 10 km Tram bauen müßte. Das sollte knapp eine halbe Milliarde Franken kosten. Pourquoi pas? Inzwischen stinken immer mehr Autos und Busse, und mit dem Gestank steigen die Kosten. Wir sind bereits bei einer runden Milliarde. Dem Staate möchte man die Hälfte der Ausgaben aufhalsen, aber es gibt kein Parlament (mehr) in Straßburg, man muß nach Paris, während das Stuttgarter Rathaus für so einen Fall sozusagen in Rufweite vom Ministerium wäre. Wie wird es nun gehen? Werden die Gerüste am Münster, die durch den sauren Regen notwendig geworden sind, überhaupt je wieder verschwinden?

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Bernhausen, Wiesenstraße 110, 7024 Filderstadt, Telefon (0711) 701645. Konten: Postscheckamt Stuttgart 37015—708 (BLZ 60010070); Deutsche Bank Stuttgart 12/55066 (BLZ 60070070). Geschäftsführerin: Anneliese Schlecht. Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Eduard Haug, Dietrich Pfaehler.

# Hermann Bickler zum Gedächtnis

Am 8. März starb in seinem Heim San Martino über dem Langensee (Lago Maggiore) unser Landsmann Hermann Bickler. Am 28. Dezember war er — bereits nicht mehr ganz gesund — 79 Jahre alt geworden. 1904 in Rohrbach im lothringischen Bitscherland auf einem großen Hofe geboren, blieb er seelisch dem Leben auf dem Lande verbunden und zog viel geistige Kraft aus dieser Verbundenheit. Diese Herkunft und das tief religiöse Denken seines Elternhauses — seine Mutter entstammte einer Mennonitenfamilie — bestimmte seine betont konservative Haltung und verliehen ihm ein unbestechliches Urteil allem gegenüber, was ihm begegnete.

Diese Haltung wurde sein Schicksal, denn aus ihr kam sein durch nichts zu erschütterndes Festhalten an der heimatlichen Art und sein unerschrockenes Eintreten für

ihre Erhaltung trotz der Gefahren, die ihm drohten und die er genau kannte. So kam er in Konflikt zuerst mit dem französischen Staat, hernach mit dem nationalsozialistischen Gauleiter Wagner, dem er sein Amt als Kreisleiter von Straßburg zurückgab, als er die Ausführung der von diesem befohlenen Maßnahmen immer weniger verantworten konnte.

Politisches Denken und Handeln waren ihm angeboren, aber zum „erfolgreichen" Politiker fehlte ihm die bedenkenlose Anpassungsfähigkeit, er war viel zu gerade und entschied sich stets nach seinem Gewissen, nicht nach Opportunitäten. Diese Festigkeit liebten seine Freunde an ihm, während seine Feinde ihn deswegen umso mehr haßten.

Das meiste seines Lebensweges bis 1945 hat er in seinen Erinnerungen „Ein besonderes Land" niedergeschrieben, es seien deshalb nur einige wenige Etappen erwähnt: 1925 war er der geistige Kopf des damaligen studentischen „Heimatbundes", der sich 1926 in „Wasgau" umbenannte, als der „Elsaß-lothringische Heimatbund" von Ricklin, Pinck, Hauß, Schall und Heil gegründet wurde. Nach Abschluß seines juristischen Studiums und nach dem Militärdienst in einem französischen Artillerieregiment wurde er Rechtsanwalt in Straßburg, heiratete die Pfarrerstochter Ruth Carstens und gründete die Beilage „Jungmannschaft" der „Elsaß-Lothringer Zeitung" (ELZ), in der er einen unbestechlich klaren Kurs steuerte, der aufhorchen ließ, da hier Junge zu Wort kamen, die durch die französische Schule gegangen waren, ohne daß sie im geringsten durch diese hätten verbogen werden können. Im Gegenteil: Durch die gewaltsame Berührung mit dem Fremden war ihnen das Bewußtsein der eigenen Art gestärkt worden. Für nichts auf der Welt hätten sie auf ihr deutsches Volkstum elsässischer und lothringischer Prägung verzichtet. Bickler achtete sehr darauf, daß der Ton zwar fest, aber juristisch unangreifbar blieb. Aber für die französischen Regierungskreise war es eine bittere Enttäuschung und eine Herausforderung, daß gerade aus dieser Ecke der schärfste Wind blies. Das haben französische Polizei und Politiker nie verziehen.

Um die Zeitungsbeilage „Jungmannschaft" wuchs unter Bicklers Führung die politische Gruppe gleichen Namens, die sich später den Parteigesetzen entsprechend „Elsaß-Lothringer Partei" nannte und ihr eigenes Organ „Frei Volk" schuf. Diese Gruppe war von Bicklers Geist geprägt, innerer Wert des zukünftigen Mitgliedes, nicht die Zahl, entschied bei den Aufnahmen. Gruppen bestanden im ganzen Lande, Kern aber waren die Gebiete nördlich und westlich von Straßburg. Vor allem ehemalige Soldaten des Ersten Weltkrieges und ganz Junge traten bei. Unter Anwendung eines undemokratischen Gesetzes wurde die Partei im Mai 1939 mit zwei weiteren Organisationen verboten. Gleichzeitig begannen die Verhöre durch die Kommissare der „Sûreté". Roos war verhaftet unter der unsinnigen Anklage der Spionage, Bickler wußte, daß auch für ihn höchste Gefahr im Anzuge war. Er blieb aber im Lande. Es blieben auch seine sämtlichen Mitarbeiter nach einer Aussprache da. Sie blieben auch, als die Kriegsgefahr täglich größer wurde und es klar war, daß die Polizei zum vernichtenden Schlage ausholen würde. Wir waren keine Agenten des Deutschen Reiches, weder des damals nationalsozialistischen, noch desjenigen der vorausgegangenen Weimarer Republik, und wollten nur eins, die anderthalb Jahrtausende alte Art unserer Heimat vor den imperialistischen Bestrebungen der in Paris regierenden jakobinischen Assimilierer bewahren. Die gegenteilige Haltung hatten 1914 die Hansi, Wetterle, Grumbach, Laugel eingenommen, die sich rechtzeitig jenseits der Grenzen in Sicherheit gebracht hatten, und während des Krieges in Gefangenenlagern mit Hilfe oft übler Druckmittel Elsässer zur Freiwilligenmeldung zu überreden versuchten.

Bickler und eine Reihe anderer elsässischer und lothringischer Freiheitskämpfer wurden gleich im September 1939 verhaftet, andere erst im Mai 1940, noch andere wurden in die Pyrenäengegend verbannt. Nur dem raschen Vorrücken der deutschen Wehrmacht verdankten er und seine Mitgefangenen, die „Nanziger", da sie in Nancy vor ein Militärtribunal gestellt werden sollten, ihr Leben. Was Wunder, daß er sich nach seiner Befreiung zur Mitarbeit am Aufbau bereit fand? Es sollte nicht gehen wie 1871, als die Einheimischen überfahren wurden, da sie sich verweigerten, so daß Bismarcks Pläne der Gewährung einer baldigen, etappenweisen Autonomie sehr zum Schaden des Landes nicht verwirklicht werden konnten, so wie der klarblickende „Protestler" von 1871 und spätere Autonomist, August Schneegans, es schildert. Wie schwer es werden würde, die Belange des Landes zu wahren, wußte Bickler sehr bald! Erbittert kämpfte er gegen die von der Gauleitung angeordneten Ausweisungen im Herbst 1940. Sehr enttäuscht kam er aus dem Münchner „Braunen Haus" zurück, wo er nach der Manier sämtlicher Diktaturen hatte „geschult" werden sollen. So trat er ohne Illusionen sein Amt als Kreisleiter von Straßburg an, doch fest entschlossen, für das Land als Ganzes und für viele Landsleute im Einzelnen — manchem hat er das Leben gerettet, andere vor der Ausweisung — zu tun, bzw. zu verhüten, was in seiner Macht liegen würde, bis er schließlich einsehen mußte, daß diese ideologische braune Dampfwalze wie früher die jakobinische, derart eigenen Gesetzen folgte, daß er sich schuldig am Lande gemacht hätte, wenn er weiterhin an seiner Stelle geblieben wäre. Der einzige Weg, freizukommen, war eine Freiwilligenmeldung.

Als er 1945 untertauchen mußte, um nicht wieder in die Hände der „Sûreté" zu fallen, war an ein aktives politisches Handeln nicht mehr zu denken. Die Ereignisse waren über ihn hinweggerollt, zunächst ging es darum, die Freiheit und das nackte Leben zu bewahren. Daß er durch einen glücklichen „Zufall" seinen Häschern entging, war für ihn, einen gläubigen Christen, ein wunderbares Eingreifen von Oben. Er konnte nach Italien entkommen, tauchte dort erneut unter und mußte, um seine große Familie ernähren zu können, ganz klein im Textilhandel beginnen. Daß er es darin zu beträchtlichem Wohlstande brachte, verdankte er seiner Tüchtigkeit, seiner Vertrauen schaffenden Zuverlässigkeit und der Unterstützung durch seine Frau, die unerschütterlich zu ihm stand.

Die freie Zeit, die ihm verblieb, widmete er der Pflege seines großen Grundstücks und oft der Mitarbeit an Zeitschriften. So erschien auch mancher Aufsatz von ihm im „Westen". Er verfolgte mit wachem Auge und oft mit größter Sorge die Entwicklung in der Heimat, im ganzen deutschen Sprachraum und überhaupt in der Welt, ohne daß er sein Urteil irgendwie durch die gleichgeschalteten Medien hätte trüben lassen. Wie früher bildete er sich sein Urteil durch das Abwägen der Tatsachen gegeneinander.

Nun hat dieses Leben, das nach seinem Willen ganz der Heimat hätte gewidmet sein sollen, in der Fremde ein Ende gefunden. Wer den Vorzug hatte, sein Freund zu sein, wird seiner in Treue gedenken und ihm Dank dafür bewahren, daß er ihm sein Vertrauen geschenkt hatte. Eduard Haug

*Mit seinen Lebenserinnerungen „Ein besonderes Land" hat unser verstorbener Freund Hermann Bickler sich und seiner Heimat ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Das für die, die jene Zeit miterlebten, wie für die junge Generation außerordentlich informative und lesenswerte Buch ist für Mitglieder über die Geschäftsstelle zum Sonderpreis von DM 24,50 erhältlich.*

## Herzliche Bitte

an die Kinder oder Erben von früheren Verwaltungsbeamten im Reichsland:
deren Nachlässe, Tagebücher, Aufsätze, Biographien der Stiftung für die historische Forschung zur Verfügung zu stellen, die sich in steigendem Maße für das alte Reichsland interessiert.

Erwin-von-Steinbach-Stiftung
Bockenheimer Landstraße 134 — 138, 6000 Frankfurt a.M.1

# Straßburg 1939 — 1940
# ein Buch, das einiger Korrekturen bedarf

**Eugène Riedweg, Strasbourg: ville occupée 1939 — 1945. Editions du Rhin, 68440 Steinbrunn-le-haut. 165,— FF**

Dieses Buch mit dem Untertitel „La vie quotidienne dans la capitale de l'Alsace durant la seconde guerre mondiale" verdient und benötigt einen Kommentar.

Es verdient ihn, weil es in seinem Bildteil ein gutes Dokumentarium darstellt und weil der Verfasser sich bemüht, objektiv zu sein. So berichtet er sachlich über das Durcheinander bei der fanzösischen Mobilmachung 1938 und über die Schwierigkeiten bei der Unterbringung der Bewohner der geräumten Stadt in der Dordogne 1939. Ebenfalls meldet er anerkennend die tadellose Organisation der Rückführung, des Aufbaus der Stadtverwaltung, der Volksernährung und des Luftschutzes zu deutscher Zeit. Sogar der Gauleiter Wagner erhält folgende Note: „C'est un homme simple et même austère, auquel on ne connaît aucun vice".

Das Buch benötigt aber auch einen Kommentar oder vielmehr eine Berichtigung zur Unterrichtung des Autors und seiner Leser. Wo nämlich die Sachlichkeit aufhört, das ist, wenn der Verfasser von den elsässischen Heimatrechtlern spricht. Zwar ist es altbekannt, daß die Geschichte von den Siegern geschrieben wird, und so kann es uns nicht wundern, wenn Riedweg ins französische Horn oder vielmehr Clairon bläst. Wie könnte es anders sein? Immerhin ist es völlig einseitig und unwissenschaftlich, wenn er als einzige Unterlage offensichtlich den Polizeiroman des Amerikaners Bankwitz nimmt. Offenbar hat Riedweg jene Zeit nicht selber miterlebt.

Wie kann er behaupten „qu'avant la guerre il existe déjà dans les partis autonomistes une minorité qui trahit la France au profit de l'Allemagne et dont les chefs de file sont les inculpés de Nancy", wo doch auf dem Bild, das er von der „Nanziger Gruppe" bringt, vier Männer in französischer Uniform erscheinen (zwei weitere hatten sie bereits mit Zivilkleidern vertauscht), und ausgerechnet jene, welche Riedweg als die Gefährlichsten bezeichnet. Diese angeblichen Verräter zugunsten Deutschlands hatten sich also alle brav gestellt, um französische Soldaten im Krieg gegen Deutschland zu sein!

Kein Wort verliert der Verfasser darüber, daß bei dieser Gruppe neben verschiedenen Generalräten und Gemeinderatsmitgliedern sogar drei Abgeordnete waren, davon zwei oberelsässische „Klerikale", und ein katholischer Geistlicher, während Riedweg das „Odium" der Deutschfreundlichkeit auf die protestantischen Unterelsässer abschieben will. Er erwähnt auch nicht, daß ein Mitglied der Gruppe sogar von der Cour de Justice freigesprochen wurde.

Von den 15 „Nanzigern" haben nur 6 zu deutscher Zeit politische Posten angenommen. Die Zurückhaltung verschiedener anderer hat ihnen übrigens nichts genützt: Rossé mußte im Zuchthaus sterben und Abbé Brauner erlag den fürchterlichen Mißhandlungen, denen er am 27.1.1945 im nun französischen Struthof ausgesetzt war. Dies beweist, daß die französische Rache weniger gegen die sog. Nazis gerichtet war als gegen die Verteidiger der elsässischen Eigenart, ob auf politischem (Rossé) oder auf historischem Gebiet (Brauner).

Am meisten hat es Riedweg auf Bickler, den Leiter der Elsaß-Lothringer Partei (Jungmannschaft) abgesehen. Hier fällt er völlig naiv auf die Märchen des Bankwitz herein. Er übernimmt kritiklos die unsinnige Behauptung, die Jungmannschaft hätte schon vor dem Krieg Braunhemden getragen! Warum ist sie dann nach der „Großen Wende" von 1940 in weißen Hemden marschiert, statt sich stolz als „alte Kämpfer" mit den braunen zu brüsten?

Ebenfalls von Bankwitz abgeschrieben ist die groteske Behauptung, Bickler sei im Gefängnis von Nancy am 1. Januar 1940 in die NSDAP aufgenommen worden! Dies beweise seine Vorkriegsbeziehungen zu Partei und SD. In Wirklichkeit ist die Parteiaufnahme erst 1941 erfolgt mit Rückwirkung auf den 1.1.1940, dies wohl aus irgendwelchen partei-bürokratischen Gründen, wie auch elsässische Beamte vom Chef der Zivilverwaltung aus Gründen des Dienstalters mit Rückwirkung auf ein Datum ernannt worden sind, wo sie noch französische Soldaten waren.

Und was die angeblichen Vorkriegsbeziehungen zwischen elsässischen Heimatrechtlern und NSDAP betrifft, so haben die wissenschaftlichen Untersuchungen von Rothenberger bewiesen, daß solche nicht bestanden haben. Sogar ein feindlich eingestellter Rezensent wie Robert Heitz mußte dies zu seinem Erstaunen zugeben. Ebenso klar in diesem Sinne spricht auch die Tatsache, daß Bickler in seinem 1942 erschienenen Buch „Widerstand" auf das Ausdrücklichste betont hat, „programmatisch stets eine auch vom französischen Standpunkt aus legale Lösung der elsaß-lothringischen Frage" vorgeschlagen zu haben, wo er doch damals allen Grund gehabt hätte, sich damit an den Laden zu legen, daß er unter Gefahr seines Lebens den französischen Gesetzen getrotzt habe.

Diese fehlende Verbindung zur NSDAP vor 1940 war ja auch die Ursache dafür, daß in diesem Einparteiensystem die elsässischen Heimatrechtler, da sie keine „alten Kämpfer" waren, die großen Linien der Politik im Elsaß nicht zu bestimmen hatten. Es blieb ihnen also, sofern sie nicht als alte „Klerikale" für die NSDAP außer Frage standen, nichts anderes übrig, als die bescheidenen Posten als Kreisleiter anzunehmen, wo sie wenigstens in einem gewissen Maße und in Einzelfällen etwas hineinreden konnten und manches Unheil verhütet haben. Dafür sollte ihnen das Elsaß dankbar sein, denn vielen haben sie geholfen.

In der Bibliographie am Ende des Buches fehlen allerdings sowohl Rothenberger als auch die beiden Erinnerungsbücher Bicklers. Man kann dem Autor nur raten, deren Lektüre nachzuholen.

Diese Berichtigungen waren notwendig, damit nicht eine unwidersprochene Legende immer wieder abgeschrieben und verbreitet wird und so sich schließlich in der öffentlichen Meinung als Wahrheit festsetzt. Es gilt, ein für allemal der verleumderischen Behauptung den Boden unter den Füßen wegzuziehen, mit welcher kein geringerer als der damalige evangelische Kirchenpräsident Höpffner (den Riedweg irrtümlich Pfarrer nennt) seinen von den Franzosen verfolgten Pfarrern, die er doch verteidigen sollte, in den Rücken geschossen hat: nämlich die Behauptung, diese Pfarrer hätten mit den übrigen Heimatrechtlern nur den Wunsch „Heim ins Reich" gehabt, und die Verteidigung der elsässischen Eigenart vor dem Kriege sei nur Vorwand gewesen. Diesem Standpunkt, dem sich Riedweg anzuschließen scheint, muß entgegengehalten werden, daß das Elsaß sich nicht hätte zu verteidigen brauchen, wenn es nicht durch den französischen Sprachenimperialismus angegriffen worden wäre. „Cet animal est fort méchant, quand on l'attaque, il se défend!" (Wie bösartig ist dieses Tier, greift man es an, so verteidigt es sich.) Die Heimatrechtler haben die elsässisch-deutsche Eigenart ihres Volkes verteidigt, nicht weil sie in deren Erhaltung irgendeinen Grund zum Wiederanschluß an das Reich suchten, aber als dieser Anschluß ohne ihr Dazutun 1940 zustandegekommen war, mußten sie zwangsläufig aufatmen und ihre Befriedigung kundtun, weil nun unsere Sprache vor der Vernichtung durch die erbarmungslose Assimilationspolitik der jakobinischen Franzosen gerettet schien. Heute, wo diese Vernichtung greifbar nahe gekommen ist, ist auch der Kampf um unsere Sprache neu aufgelebt. Sollte das auch wieder nur Vorwand sein für Bestrebungen zur Rückkehr ins nicht mehr existierende Reich?

Der Wert der Fotos wird da und dort gemindert durch falsche Unterschriften. S. 66: der Empfangsredner in der Bahnhofshalle ist nicht Bickler, sondern Schlegel. (Irrtum aus Bankwitz in Saisons d'Alsace abgeschrieben.) S. 111: die Straßenbahn steht nicht vor der Universität, sondern vor dem Konservatorium (Landtag). S. 119: der Offizier, welcher Schall im Hof des Rathauses umarmt, ist nicht Hauptmann Würtz, sondern wohl Ettighoffer, der elsässische Schriftsteller. S. 120: Unter dem Bild der eben aus 10monatiger Einzelhaft entlassenen „Nanziger" auf Drei Ähren, das Riedweg mit schäbiger Ironie „une charmante photo de famille" betitelt, fehlt der Name von Schall, der auf dem Bild in ganzer Größe in französischer Uniform zu sehen ist.

Der Band wurde in Besançon gedruckt, was in der großen Zahl von Druckfehlern in den deutschen Namen und Bezeichnungen deutlich wird.

Das Buch zeigt viele Paraden in Straßburgs Straßen, französische Paraden 1938 und 1939, deutsche, riesige Aufmärsche der elsässischen Parteigenossen 1941, und wieder französische „Prises d'Armes" am Kriegsende, und macht dadurch die Wandelbarkeit der Dinge im Elsaß deutlich. Für Optimisten mag es tröstlich sein, daß elsässische Trachtenmädchen überall dabei sind: am 1. Mai 1939 mit erhobener Faust, im Juli 1940 mit deutschen Soldaten, als WHW-Sammlerinnen und schließlich in den Armen von General Leclerc. Sollte man daraus die Hoffnung schöpfen, daß das Elsaß immer wieder oben schwimmen wird, oder im Gegenteil feststellen, daß es endgültig ins Folklore abgesunken ist?

(Interessenten wenden sich bitte an die Geschäftsstelle, die eine Sammelbestellung — bei genügend Nachfrage — aufzugeben beabsichtigt.)

# Wie steht es um das Lothringer Platt?

So fragt in ihrer Oktobernummer die für die Muttersprache der Lothringer eintretende Zeitschrift „La Revue Lorraine Populaire". Wir geben einige Auszüge in Übersetzung, denn der beigefügte deutsche Text ist erstens kürzer und zweitens teilweise in einem Deutsch geschrieben (Ediengen!), das zeigt, wie notwendig der Kampf der Deutsch-Lothringer ist, die für ihre angestammte Sprache kämpfen.

*

„Wir leben nicht mehr in der Zeit der blöden und harten Unterdrückung der regionalen Sprachen. Gewiß, es bleibt noch vieles zu tun, um diesen Sprachen ein echtes Lebensrecht in der Schule, der Öffentlichkeit und den Medien zu geben. Immerhin ist der Gedanke einer historischen Wiedergutmachung angelaufen. Dies ist ein Recht, das die unterdrückten Völker Frankreichs nach jahrzehntelanger Verdrängung der Kulturen der Minderheiten, ob es sich um die bretonische, die baskische, die katalanische oder die fränkische („francique") handelt, fordern.

Die Anerkennung der Regionalsprachen ist ein neuer und mutiger Gedanke (Anmerkung „Der Westen": in Frankreich! Weder in der Schweiz, noch im alten Reichsland Elsaß-Lothringen, wo nach Paul Lévy ‚Histoire linguistique d'Alsace et de Lorraine' selbst im Ersten Weltkrieg mitten im aufgepeitschten Völkerhaß, in den französischsprachigen Gebieten des Landes der Unterricht in der französischen Muttersprache nicht eingeschränkt wurde). Er bedeutet, daß in jeder französischen Region die Sprache, die dort als Umgangssprache geschichtliches Heimatrecht hat, rechtlich auf die gleiche Stufe wie die Nationalsprache, das Französische, gestellt werden muß. Deshalb soll sie die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten und die gleiche Achtung genießen wie die Nationalsprache, in den Schulen, den Medien (Fernsehen, Rundfunk, Zeitungen) und im öffentlichen Leben (Krankenhäuser, Verwaltung). Unsere Sprache ist lebendig, dennoch spricht man wenig von ihr. Man spricht viel mehr vom Bretonischen, dem Korsischen, dem Baskischen, dem Okzitanischen... Überall wird der Gedanke vertreten, es handle sich hier um wirkliche, lebendige Sprachen, während das Platt ein armseliger Dialekt ist, tot oder todkrank."

Soweit zunächst einmal dieser mutige und klare Aufsatz. Dazu ist allerdings eines zu bemerken: Es wird sehr genau gesagt, wo überall „Platt" bzw. „fränkisch" gesprochen wird, und die Sprechenden seien „germanophones" in der Gegend von Arel in Belgien, in Luxemburg, dem Saarland, dem Rheinland, der Pfalz, der Weißenburger Gegend. Es fehlt nur ein Wörtlein, das vieles klären würde, ein Wörtchen, das seit 1945 tabu ist: „allemand". Soll in den Schulen „Platt" unterrichtet werden oder die Hochsprache, die alle diese „Germanophonen" sprechen und die sie verbindet? Wenn „Platt", welches? Das von Diedenhofen, St. Avold, Bitsch oder Weißenburg? Oder das aus der Gegend von Pfalzburg, das dem alemannischen Elsässischen so viel näher steht? Mit „Platt", dem am heimatlichen Herd, im täglichen Verkehr ein unbestrittenes Lebensrecht zukommt, läßt sich auf die Dauer der durch das Pariser Französisch eingeleitete Verdrängungsprozeß nicht aufhalten. Nur eine Hochsprache kann sich gegen eine aggressive andere Hochsprache behaupten und gleichzeitig die bedrohte Mundart — hier das „Platt" — schützen, dem es die nötige Rückendeckung gewährt. Ganz besonders in einem Gebiet, wo ein so ausgezeichnetes Hochdeutsch gesprochen wurde, daß es dem Elsässer geradezu als „preußisch" vorkam. Daß die Mundart zwar etwas Schönes, Heimeliges, ja geradezu Heiliges ist, das haben wir alten Autonomisten aus der Zwischenkriegszeit erlebt, aber genauso, daß die Assimilationisten sie relativ unbehelligt ließen, weil sie genau wußten, daß sie von selber sterben würde, wenn nur einmal dieses verhaßte Hochdeutsch vergessen wäre. Was sie nach 1945 erreicht haben, und weswegen die gesamte deutsche Sprache im Elsaß und wohl auch in Lothringen bedroht ist, ob es sich um Mundarten oder die alle Deutsch-Sprechenden, die „germanophones", verbindende Hochsprache handelt, die sie in ihren Bemühungen gegen die sprachimperialistischen Bemühungen der zentralistischen Assimilierer schützt. Die Mundarten wiederum stützen die Hochsprache, indem sie die grammatischen Strukturen und den Grundwortschatz der Hochsprache vermitteln. Ein Kampf um das Lothringer „Platt" in all seinen örtlichen Formen kann also nur gewonnen werden, wenn er auf beiden Ebenen der Sprache geführt wird, der Mundart wie der Hochsprache. Das wissen sicher die wackeren Leute von „Bei uns dehäm", zu denen der Verfasser des Artikels gehört. Wenn sie es nicht aussprechen, so gewiß deshalb, weil der heimliche Terror der führenden bourgeoisen Kreise es ihnen noch schwerer macht als ihren Mitkämpfern im Elsaß.

Sehr berechnet war seinerzeit die Loslösung des einstigen Bezirks Lothringen, jetzigen Dép. Moselle, von der Schulbehörde in Straßburg und dessen Unterstellung unter den Nanziger „recteur d'académie". Dort stehen die 400000 Deutschsprachigen einer großen Mehrheit französisch sprechender Lothringer gegenüber. Zudem leben neben ihnen noch viel mehr Eingewanderte aus ganz Europa und darüber hinaus als im Elsaß, die natürlich keinerlei Verbindung, weder zum heimischen Platt, noch zu der deutschen Hochsprache haben. Eine Stärkung der Bestrebungen von „Bei uns dehäm" dürfte der Zusammenschluß mit anderen ähnlichen lothringischen Gruppen bedeuten, den wir in der vorigen Nummer angezeigt haben. eh

# Glückwünsche für die Heimat

Unter diesem Titel veröffentlichte „Der Volksfreund", Straßburg, zum Neujahr einen beachtlichen Artikel, von dem wir die wesentlichen Ausführungen unseren Lesern unterbreiten. Ob die Anregungen des oberelsässischen Herrn Götschy vor seinem unterelsässischen Kollegen aufgenommen werden?

„Ein Wunsch ist im Lauf des Jahres laut geworden, der zwar zunächst fast erstickt wurde, der aber nichts eingebüßt hat an Aktualität. Es war der Wunsch des Generalratspräsidenten des Oberelsaß, Goetschy. In einer beachteten Rede zu den Oktobertagen in Colmar sprach er den Wunsch aus, die beiden elsässischen Départements sollten zu einem einzigen zusammengelegt werden.

Warum wohl? Weil die bisherigen Schritte zur Dezentralisierung Frankreichs sehr einseitig zugunsten der Départements ausgefallen sind, während die Region ziemlich leer ausgegangen ist. Die Befugnisse des Département wachsen (wenn die Finanzen auch nicht Schritt halten damit), die der Region bleiben fast unverändert. Das steht sehr im Gegensatz zur tiefen Einstellung der Elsässer, die sich durchaus zusammengehörig fühlen trotz und gerade wegen der Neckereien, die sie sich gegenseitig über den Landgraben hinweg nachsagen.

Es wäre doch vernünftig, bei einer so geschlossenen Landschaft und bei einem so durch Geschichte, Sitten, Sprache, aber auch durch die Sondergesetzgebung geeinten Volk, daß eine angepaßte Verwaltung, die auch über genügend Zuständigkeit und finanzielle Mittel verfügen könnte, sich für sie verwenden würde. Dabei dürften weder die kleineren Einheiten wie Gemeinde und Kreise der ihnen angepaßten Zuständigkeiten beraubt werden, noch sollten den Regionen Zuständigkeiten zugesprochen werden, die weit über den Rahmen dieser verhältnismäßig kleinen Gebiete in Frankreich beziehungsweise in Europa gehen: so etwa der großräumige Einsatz von Finanzen, die Verteidigung, der gemeinsame Markt...

Gegen den Vorschlag von H. Goetschy wenden sich Ängstliche, die eine Übermacht Straßburgs befürchten. Dem müßte man eventuell von Anfang an vorbeugen. Beamte könnten befürchten, daß sie überflüssig werden durch eine solche Zusammenlegung. An Ort und Stelle bräuchte man aber nach wie vor Fachleute. Höchstens würden einige Spitzenfunktionäre überzählig. Diese könnten aber durch das Spiel der nationalen Beförderungen leicht darüber hinweggetröstet werden, zumal die meisten von ihnen doch keine festen Wurzeln bei uns geschlagen haben.

Für die Ostlothringer stellt sich die Frage ganz anders. Ihre Sache ist es, zu entscheiden, was sie ihrer Heimat wünschen. Auch sie haben ihre Eigenheiten dank ihrer Geschichte, durch die Sprache, die Sitten, durch die mit dem Elsaß gemeinsame Sondergesetzgebung, die sie aus der Zeit von 1870 bis 1918 geerbt haben. Aber mit den übrigen Lothringern verbindet sie eine Solidarität. Sie werden mit ganz Lothringen sehen, wie sie ihre Eigenart verwirklichen und voll ausnützen können. Vielleicht ist gegenseitige Hilfe der Regionen Lothringen und Elsaß dort hilfreich, wo solche Eigenarten lebendig sind. Aber wie gesagt, das werden die Lothringer selbst zu entscheiden haben."

**Die Geschäftsstelle bittet, den Mitgliedsbeitrag für 1984 in Höhe von DM 24,— und etwaige Beitragsrückstände bald zu überweisen (Konten stehen im Impressum auf Seite 2). Spenden von Mitgliedern und Nichtmitgliedern sind immer willkommen; Spendenbescheinigung auf Wunsch.**

# Hinüber und Herüber

## Schickele und der Autonomismus

In der letzten Nummer des „Westens" wurde es als ein Manko angesehen, daß Charles Fichter, dessen französisch geschriebenes Buch über René Schickele und den elsässischen Autonomismus bis 1918 wir dort besprachen, seine verdientsvolle Arbeit nicht bis 1940, dem Jahr des Todes von René Schickele, ausgedehnt hat. Das ist in der Zwischenzeit geschehen im großen Sammelband, herausgegeben von Prof. Adrien Finck, Straßburg, im Morstadt-Verlag Kehl, der den Titel trägt: „Elsässer, Europäer, Pazifist — Studien zu René Schickele", den wir demnächst hier zu besprechen gedenken. Dieser französisch geschriebene Beitrag im sonst fast ganz deutschsprachigen Buch heißt: „René Schickele und der elsässische Autonomismus in den Zwanziger Jahren". me

## Die Landskron wieder affenfrei

War da der Baron von Reinach-Hirzbach zu Michelbach auf den Gedanken gekommen, er könne sein Einkommen aufbessern, indem er auf der ihm gehörenden Burg Landskron hart an der Grenze zwischen der Schweiz und dem Sundgau Affen ansiedle, genau: Celebes-Makkaken — und diese gegen Eintrittsgeld besichtigen lasse. Das sollte eine touristische Attraktion sein. Doch die Rechnung ging nicht auf, die Touristen begriffen ihre Pflicht nicht und blieben aus, die Ruine aber verkam immer mehr. So wird sie nun für 300.000 FF feilgeboten — ohne Affen. Dazu kämen natürlich erhebliche Reparatur- und Unterhaltungskosten. Es blieb nichts anderes übrig, als einen Unterstützungsverein zu gründen. Die Schweizer machen mit, anscheinend sogar mit zwei Dritteln des Betrags, um die noch bedeutenden Reste der einstigen Burg, späteren Vauban-Festung zu retten, die von dem zum Kanton Solothurn gehörigen Tal bei Mariastein aus geradezu ein Wahrzeichen bildet. Hoffentlich ist der Kauf bald abgeschlossen, damit dem Verfall Einhalt geboten werden kann.

## Reichslandzeit

Wegen eines in Arbeit befindlichen „Biographischen Lexikons des Reichslandes Elsaß-Lothringen (1871-1918)" suche ich Nachkommen leitender Verwaltungsbeamten.

Insbesondere suche ich Nachfahren der Familien PAULI/PETRI, MANDEL und PÖHLMANN.

Wer kann mir weiterhelfen?

**Hermann Hiery**
Am Schwalbacher Berg 56
6631 Ensdorf/Saar

---

Die Redaktion empfiehlt Herrn Hierys Fragen der wohlwollenden Aufmerksamkeit der Mitglieder und Leser. Vielleicht können Sie Herrn Hiery auch Hinweise auf den Verbleib der gesuchten Familien geben oder Bekannte, die den „Westen" nicht lesen, auf Herrn Hierys Fragen aufmerksam machen.

## Neuer Präsident des Schickele-Kreises

Der Schickele-Kreis, der es sich zum Ziel gesetzt hat, die überlieferte Art im Elsaß und in Deutsch-Lothringen zu erhalten, hat seit kurzem einen neuen Präsidenten, Pierre Klein, Lehrer in Hagenau. Er gehört der Nachkriegsgeneration an, denn er ist 1946 in Hüttenheim zur Welt gekommen. Also ist die Verteidigung der heimatlichen Art nicht nur eine Angelegenheit alter Hinterwäldler. Dies ist ermutigend. Klein hat das schöne Buch „L'Alsace", das wir im „Westen" besprochen haben, herausgegeben und hat es verstanden, dazu beste Kenner der verschiedenen Fragen heranzuziehen. Er dürfte also ein würdiger Nachfolger der früheren Präsidenten, Prof. Gabriel, Prof. Woytt und Pfarrer Keppi sein, deren Linie er fortsetzen will, wie er in einem Interview mit dem Redakteur Bürgy des „Elsässer" betont.

Der Kreis habe 1600 Mitglieder, dazu eine Anzahl Abonnenten seiner Zeitschrift „Land un Sproch". Etwa ein Drittel der Mitglieder ist weniger als 35 Jahre alt, ein Drittel zwischen 35 und 60 und ein Drittel über 60, also kein schlechter Aufbau. Über die Wirkung des Kreises befragt, betont er, daß die Organisierung von freien Deutschkursen das Einlenken der Behörden auf die sogenannte Holderith-Methode bewirkt habe. Zudem habe die Arbeit des Kreises nach der Lähmung infolge der verkehrten national-sozialistischen Politik und der brutalen „Säuberung" nach 1945, die jede eigenständige Regung erstickt hatte, das Bewußtsein der Eigenart wieder geweckt. Zur gleichen Zeit erwachten auch die anderen Minderheiten wieder zu stärkerem Bewußtsein. Er meint, der Schock des Algerien-Krieges habe dazu beigetragen.

Ein wichtiges Betätigungsfeld des Kreises ist die „Salde", eine Verlags- und Vertriebsgesellschaft, die hauptsächlich pädagogisches Material herausgibt, Bücher, die die Heimat betreffen und den schönen Kalender „Unsere Heimat".

Klein beklagt es, daß die Elsässer nur sehr langsam einsteigen, es fehle vielen ein waches Bewußtsein. So sei sehr zu beklagen, daß in den Gymnasien die Wahl von Englisch als erste Fremdsprache (dazu gehört dort das Deutsche, die Hochsprache zu unserer Mundart!) zunehme. Neben dem Kampf für die deutsche Sprache in der Schule stehe der Kampf um dessen „soziale Existenz", denn sie sei ja aus dem öffentlichen Leben vollkommen ausgeschaltet und diene in der Heimat zu nichts. Auf die Frage des Interviewers, ob nicht Austausche mit bundesdeutschen, österreichischen und Schweizer Kindern anzustreben seien, antwortete Klein, dem sei durchaus so, doch auch hier müßten die Elsässer bewußter werden.

## Oberlin ist nicht vergessen

Pfarrer i.R. Erich Psczolla hat sich der Erforschung des Lebens unseres Landsmannes Friedrich Oberlin gewidmet. In Darmstadt hat er am 6. Februar auf Einladung des Deutschen Sozialwerkes über das soziale und pädagogische Wirken des Steintäler Pfarrers gesprochen und gezeigt, wie zeitnah und praktisch der Theologe sein konnte, wie die Gestaltung der Schule, die Förderung von Straßenbau und Landwirtschaft keineswegs hinter seiner seelsorgerlichen Tätigkeit zurückstand, so daß er mit Recht der Vater des Steintales genannt wurde und heute dort noch verehrt wird. Für „Greenpeace"-Anhänger: Er wußte sehr genau, wie wichtig Bäume sind und verpflichtete seine Pfarrkinder, solche zu setzen.

## Ortsnamen gesucht

Unter dieser Überschrift berichtet der „Volksfreund" am 8. Januar, im Sundgau verfallende Bauernhäuser würden im Kaligebiet neu aufgebaut als künstliche Siedlung, man suche einen Namen, habe „Elsaßheim" erwogen, den Generalräten gefalle es nicht sonderlich: „ein Innerfranzose kann ihn nur schwerlich aussprechen, und außerdem ist er kaum in den Dialekt übertragbar". Es klinge „sehr hochdeutsch". Unter anderen sei „S'Derfle" vorgeschlagen. Künstliche Zeugungen sind halt auch da ein Problem. (Die spitzen Lippen der eleganten Pariserinnen werden mit bezaubernder Betonung „Sdärlé" sagen.) Wir freuen uns schon darauf, freuen uns aber besonders darüber, daß diese Häuser als wertvolle Zeugen des oberrheinischen Einhauses vor dem Verfall bewahrt werden.)

## Das Tier in der Bibel

**Michael Ertz, Das Tier in der Bibel /Martin Rock, Das Verhältnis von Mensch und Tier bei Thomas von Aquin. 137 S. Herausgeber: Bauernschule Nordbaden, Martin-Luther-Str. 14, 6950 Mosbach.**

Unser Landsmann und Mitarbeiter, Dekan Ertz in Eppingen, untersucht mit viel Kenntnis und Spürsinn, was in der Bibel über das Tier im allgemeinen und über das Verhältnis des Menschen zum Tier im besonderen ausgesagt ist. Anlaß zu der Studie ist die Erregung, die vielerorts herrscht über die Behandlung der Tiere, eines Teiles der Schöpfung also, besonders über die weitgehend „industrialisierte" Haltung, z.B. die „Batteriehaltung" der Hühner auf engstem Raume. Darf der Mensch Tiere, die Franz von Assisi „Brüder" nannte, überhaupt zu seiner Nahrung töten? Diese Haltung findet Ertz nirgends begründet. Das Tier sei aber dem Menschen anvertaut, zur Nutzung zwar, aber so, daß er seine Pflicht ihm gegenüber hat, obwohl es nicht „Ebenbild", wohl aber „Spuren" Gottes sei für den, der an die göttliche Schöpfung glaubt.

## Max Rehm: Straßburg um 1900

**Für das Buch „Straßburgs geistige Luft um die letzte Jahrhundertwende" unseres Mitgliedes Dr. Max Rehm lag im letzten „Westen" ein Prospekt bei. Vielen Dank für die vielen Bestellungen. Leider hat sich das Erscheinen des Buches ohne unser Zutun verzögert. Bitte haben Sie noch etwas Geduld. Wir werden voraussichtlich Ende April liefern können. Bis dahin kann das Buch auch noch zum Subskriptionspreis von DM 19,80 bezogen werden.**

Die Geschäftsstelle

# Elsässer Stimmen zur elsässischen Misere

„Der Elsässer/Le Nouvel Alsacien", das katholische Straßburger Blatt, führt immer wieder Umfragen über elsässische Fragen durch und gibt dann prozentuale Ergebnisse und einen Teil der Antworten im Wortlaut wieder. Vieles ist sehr aufschlußreich, so veröffentlicht er am 27. Januar das, was die Frage „Würden Sie eine Stärkung der Beschlußrechte der Region Elsaß begrüßen?" ergeben hat:

91% möchten dies, 5% sind dagegen, 4% sind ohne Meinung. Geantwortet hatten 9724 Personen. Weitere Frage: „Möchten Sie regionale Volksabstimmungen, um regionale Fragen zu lösen?" Antworten: 84% ja, 10% nein, 6% ohne Meinung. Erstaunlich ist das Echo auf die Frage: „Wären Sie bereit, mehr Steuern zu zahlen, wenn diese zusätzlichen Gelder ausschließlich dem Elsaß zugute kämen?" Wer möchte schon gerne mehr Steuern zahlen? Nun, 45% wären bereit dazu, ein beinahe umwerfendes Ergebnis, wenn auch 41% sich verweigern würden. 11% sind unentschieden.

Dazu einige wörtlich wiedergegebene Antworten in Übersetzung: „Ich lebe seit 1957 im Elsaß und liebe diese Region und ihre Einwohner, bedaure es aber, daß nicht kostenlose Kurse zur Erlernung der elsässischen Mundart und des Hochdeutschen gegeben wurden, so daß ich die Mundart besser verstehen und mich diesen Kreisen integrieren könnte, denn es gibt Kreise, die einem, der nicht elsässisch redet, verschlossen bleiben."

Eine andere Antwort: „Im 3. französischen Fernsehen (FR3) staunte man letzthin darüber, daß das geistige Niveau der Kinder (vor allem in der Grundschule) tiefer sei als in anderen französischen Regionen — ein Plus, das Sie Ihrem schönen Dialekt zugute schreiben können! In der Grafschaft Nizza (wo ich gearbeitet habe) und die 1860 Frankreich angeschlossen wurde, spricht man überall französisch (es gibt keine italienischsprachigen Zeitungen). Sogar die Alten auf dem Lande können französisch..." Ja, lieber Leser: Nizza wurde 1870 nicht „annektiert" und mußte nicht 48 Jahre lang den Unterricht in der angestammten Sprache „erdulden", wie die bedauernswerten Elsaß-Lothringer! Dank Bismarck können diese noch besser Deutsch als die von Nizza italienisch.

Eine Frau schreibt: „Mit Begeisterung habe ich Ihre Frage ‚Wer sin und was welle d'Elsässer?' gelesen. Ich war glücklich, öffentlich meine diesbezüglichen Überzeugungen ausdrücken zu können. Ich gestehe, daß es mich oft ärgert, wenn ich höre, wie Charakter und Mundart der Elsässer beschrieben und kritisiert werden durch „Fremde", d.h. durch Leute, die keine Elsässer sind und die nicht verstehen können, was der Elsässer in der Tiefe seiner Seele empfindet.

Und was mir an Ihrer Umfrage noch positiver erscheint, ist, daß Sie uns gezwungen hat, über uns selber nachzudenken, Stellung zu nehmen und unsere Liebe zu den Eigentümlichkeiten unserer Sprache, unserer Kultur und unseres Volkes neu zu erwecken."

Am 3. Februar veröffentlichte die Zeitung dann dicke Schlagzeilen: „91% der Elsässer sind für das lokale Recht, 76% für den Fortbestand des Konkordats." Sie hatte diesbezügliche Fragen gestellt.

Außerdem war die Frage gestellt worden: Glauben Sie, die elsässische Geschichte zu kennen? 38% meinten, ihre Kenntnisse seien genügend, 57% hielten sie für ungenügend, 4% kennen sie überhaupt nicht. Über „genügend" und „ungenügend" kann man streiten. Man kann etwas ganz Falsches glauben, z.B. Jeanne d'Arc habe etwas mit elsässischer Geschichte zu tun, und sich dann die Note „genügend" zuerteilen. Tatsache ist, daß 57% der Meinung sind, sie kennen ihre Geschichte nur ein wenig. Darin unterscheiden sie sich allerdings nicht sehr von der jüngeren Generation in der Bundesrepublik, die weitgehend mit Politologie gefüttert wird, statt daß man ihr sagt, wo sie herkommt. Das wäre die Voraussetzung, um zu wissen, wohin man gehen kann.

Interessant sind auch die Antworten auf veröffentlichte Antworten. Was dem Herrn, der die Elsässer tadelt, weil sie nicht, wie in Nizza, nur noch französisch sprechen, werden Wahrheiten gesagt, die ihn wahrscheinlich noch mehr gegen die Elsässer erbosen, z.B.: „Kommt da nicht ein Besucher her, der sich als den Kolonialherrn und Jakobiner begreift und aus einem früheren Jahrhundert stammt. Recht auf Verschiedenartigkeit? Ist zu verbieten! Natürlich nicht in Kanada..." Ein anderer schreibt ihm: „Sie sollten die Geschichte Frankreichs (einschließlich der des Elsasses) von Ludwig XIV. bis zum Krieg 1935 — 45 noch einmal durchlesen. Wenn man die Dummheit messen könnte, so kenne ich einige, die aus Mangel an geistigem Niveau vorneher marschieren würden."

Zu tausenden seien Kommentare eingegangen. Anscheinend war auch die Frage gestellt worden, warum die jungen Paare im Elsaß ihren Kindern die Mundart nicht weitergeben. Dazu eine Antwort: „Es ist eine Tatsache, die ich oft festgestellt habe und deren Ursache ich suche: Ist es Snobismus? Oder sind die derart patriotisch und folgen einer verkehrten Politik? Wird die Beherrschung mehrerer Sprachen nicht als Reichtum betrachtet...?"

In der Nummer vom 10. Februar kommen wieder „Antworten auf Antworten". Da schreibt eine Frau: „Ich bin Französin aus dem ‚Innern', habe 1972 einen Elsässer geheiratet und habe durch ihn die Mundart gelernt, ich verstehe diese vollkommen, spreche sie aber mit einer fürchterlichen Aussprache. Aber ich habe sie meinen beiden Kindern weitergegeben, damit sie zweisprachig seien." Es gibt also auch Vernünftige.

Ein Leser bekennt: „Ich habe unserem Sohn das Elsässische nicht weitergegeben. Heute ist er 13 Jahre alt und wirft es uns bitter vor."

Ein anderer: „Es gibt Ultras, die verlangen, daß in den Schulen Elsässisch unterrichtet werde. Elsässische Kultur: Ja! Die Mundart aber? Man habe den Mut, sie in der Familie und auf der Straße zu sprechen, das wird genügen, um sie zu erhalten. Lernen wir aber korrekt das Deutsche und das Französische in der Schule, so wie das vor 1939 gehandhabt wurde."

Schließlich: „Die Generation, der ich angehöre, spricht nicht elsässisch, versteht es aber, denn in den Jahren 1965 — 1970 war die Mundart aus dem Kindergarten verbannt unter dem Vorwand, es sei keine schöne Sprache. Wenn das Elsässische zurückgeht, so war dies so beabsichtigt."

Das ist so eine Auslese von Antworten, die aber typisch sind und die ganze Misere widerspiegeln, eine gewollte Misere, wie der zuletzt erwähnte Beitrag es deutlich ausdrückt, eine Misere, die durch eine ausgesprochen repressive Pädagogik erreicht wurde, und dies in einem Lande, das sich 1792 mit einer großen Aufschrift auf der Kehler Brücke brüstete: „Ici commence le pays de la liberté!" (Hier fängt das Land der Freiheit an!) Und man glaubt es ihnen weltweit immer noch!

# „Verelsässerung oder Elsässertum?"

Unter dieser Überschrift bringt die elsässische Zeitschrift „Rot un Wiß" einen beachtenswerten Beitrag, von dem wir das Ende wiedergeben:

„Läßt sich eine spezifisch elsässische Kultur aus den großen Kulturräumen aussondern? Eine besondere Sprache kann man ihr nicht zuordnen. Es gibt wohl Kunst im Elsaß, aber kaum spezifisch elsässische Kunst. Die elsässische Kultur habe, so sagt man, drei Komponenten oder Quellen, eine deutsche, eine französische und eine spezifisch elsässische, das Teil wäre demnach auch das Ganze. Über ihren Inhalt sagt diese Definition auch kaum etwas aus.

Die beste Abhandlung über das Kulturproblem im Elsaß bleibt die schon vor dem ersten Weltkrieg erschienene Schrift von Werner Wittich: Deutsche und französische Kultur im Elsaß. Die geographische Lage und die Zufälle der Geschichte haben es mit sich gebracht, daß die beiden Kulturkreise sich hier teilweise überschneiden. Der Elsässer ebenso wie der Deutsch-Lothringer können an beiden teilhaben. Dadurch entsteht eher eine elsässische Geisteshaltung oder Mentalität, ein Elsässertum, als eine spezifisch elsässische Kultur. Das Kennzeichen dieser Geisteshaltung ist, oder sollte sein, eine beständige Offenheit nach beiden Seiten, eine Empfänglichkeit für die Werte beider Kulturen.

Unbedingte Voraussetzung dafür ist die Beherrschung beider Sprachen. Die Unterdrückung der deutschen Sprache, wie sie seit 60 Jahren von Staats wegen hier betrieben wird, kann nur zur geistigen Verarmung führen. Ohne die Kenntnis und den Gebrauch des Deutschen ist das elsässische Volk von seiner Vergangenheit abgeschnitten, es wird ein wurzelloses Volk, ein Volk ohne Identität.

Wie groß der bewußte Anteil des einzelnen an dem einen oder dem anderen Kulturkreis ist, hängt von seiner Umgebung, seiner Erziehung und vor allem von seiner persönlichen Einstellung ab. Albert Schweitzer z.B. wurzelt mit seinem Denken im deutschen Geistesleben und bediente sich in seinen Werken ausschließlich der deutschen Sprache. Elsässerdeutsch hat er gesprochen, aber nie geschrieben, der Gedanke, den Gottesdienst im Dialekt abzuhalten, ist ihm nie gekommen. Zugleich war er den französischen Einflüssen gegenüber aufgeschlossen, und ihre Sprache hatte für ihn keine Geheimnisse. Die freie Entscheidung des einzelnen, welcher Kultur er mehr zuneigt, weil sie für ihn mehr gibt, darf nicht durch politische Zwänge oder gesellschaftliche Tabus eingeengt werden. Ebenso wenig darf der einen Sprache eine Vorrangstellung gegenüber der anderen eingeräumt werden.

In den letzten Jahren ist das böse Wort „Verelsässerung" aufgekommen. Es bedeutet die geistige Einengung, das Abkoppeln vom

Fortsetzung auf Seite 8

# Aus schwerer Zeit

von Marie Hart

(Fortsetzung aus der vorigen Ausgabe)

*Der Henker Eulogius Schneider begann 1793 mit seinem Terror in Buchsweiler. Der Arzt Dr. Rosenstiel mußte fliehen. Seine Kinder blieben allein zurück und erfuhren gleichermaßen Not und Hilfe. Mit dieser Folge endet die Erzählung:*

Was war inzwischen aus dem Vater geworden? Er befand sich damals an dem nebligen Dezembermorgen auf der Höhe von Kirweiler und wandte sein Pferd in die Richtung nach Wörth. Wohl wissend, daß es sein Leben galt, und daß die Emissäre Schneiders ihm schon dicht auf den Fersen sein mußten, ritt er in einem fort bis nach Selz, wo er spät abends ankam.

Dort befand er sich schon im Machtbereich der österreichischen Armee und war also in Sicherheit. Der Ort war mit Flüchtlingen besetzt, die alle am anderen Morgen über den Rhein fahren wollten. Es herrschte ein grenzenloses Durcheinander; die Leute fanden kein Unterkommen mehr, auch Lebensmittel waren schwer zu erhalten. Der Doktor verbrachte die Nacht in einer Scheune, und am anderen Tag gelang es ihm nur mit Mühe, für sich und sein Pferd einen Platz in der überfüllten Fähre zu finden.

Auf dem rechten Ufer des Rheines wandte sich der ganze Troß Flüchtlinge, Fußgänger, Reiter, Wagen, Karren nach Rastatt, wo sie sichere Unterkunft zu finden hofften. Die Tore der Festung waren aber verschlossen, und es war Befehl gegeben, niemanden einzulassen. Darob großer Jammer unter der obdachlosen Schar. Plötzlich erschien ein österreichischer Offizier zu Pferde und verlangte Einlaß im Namen des Kaisers. Auf einen Moment fiel die Zugbrücke, der Reiter galoppierte drüber. Doktor Rosenstiel aber, kurz entschlossen, drängte sich in die vorderste Reihe, und im Augenblicke, wo die Brücke sich langsam wieder hob, sprengte er mit einem gewaltigen Satz seines Pferdes hinauf und kam als einziger in die Festung hinein.

Den Offizier aber interessierte der kühne Reiter; er frug ihn nach Namen und Herkunft, und als er hörte, daß er Arzt sei, zeigte er sich sehr erfreut und nahm ihn gleich mit zum Kommandanten. Es herrschten damals viele Krankheiten in der Armee, und es war großer Mangel an Ärzten. So fand der Doktor gleich ein reiches Gebiet für seine Tätigkeit. Er wurde vom österreichischen Feldmarschall Wurmser sofort zum „Feldscheer" ernannt und nach kurzer Zeit in ein Feldlazarett der Alliierten nach Bischofsheim abkommandiert, wo eine schreckliche Typhusepidemie ausgebrochen war.

Dieses Städtchen gehörte damals noch zum Hanau-Lichtenbergischen Amte Lichtenau, und demgemäß hatten sich viele Flüchtlinge aus dem linksrheinischen Gebiete der Grafschaft dahin gewandt. Unter ihnen traf der Doktor zahlreiche Landsleute, namentlich ehemalige landgräfliche Beamte aus Buchsweiler, welche sich schon seit längerer Zeit dort niedergelassen und häuslich eingerichtet hatten und dem ehemaligen Leibarzte ihres Landgrafen liebevolle Aufnahme gewährten.

Seine Hoffnung, durch ihre Vermittlung über das nahegelegene Straßburg mit seinen in der alten Heimat zurückgebliebenen Lieben in Verbindung treten zu können, erfüllte sich rasch, und er konnte bald einen Brief mit einer größeren Summe Geldes durch einen sicheren Boten zu einer befreundeten Familie nach Straßburg schicken, mit der Bitte, ihn weiter nach Buchsweiler zu befördern. Leider erreichte dieser Brief, sowie auch einige andere, die er im Laufe der Zeit fortschickte, niemals seinen Bestimmungsort.

Eines Tages traf er in Bischofsheim mit einem Flüchtlinge aus Buchsweiler zusammen, der die Stadt später verlassen hatte als er. Durch diesen erfuhr er den Tod seiner Frau; auch daß sein ganzes Hab und Gut versteigert werden sollte. In dumpfer Verzweiflung ging er nun seiner gewohnten Tätigkeit nach; und er wäre wohl zusammengebrochen, hätte nicht sein festes Vertrauen auf Gott und die Hoffnung, seine geliebten Kinder einst doch noch wiederzusehen, ihn aufrecht erhalten.

In Buchsweiler beteten unterdessen die Kinder jeden Abend für die Rückkehr des Vaters. Es ging ihnen jetzt etwas besser. Das kleine Karlinchen hatte ja leider Luisen die meiste Sorge und Arbeit gemacht; seit die Mutter es geholt hatte, war das Haus so ruhig, Luise wußte oft nicht, was ihr fehlte. Auch von den Geldsorgen wurde sie plötzlich befreit. Es kam eines Abends ein Bauer zu ihnen in die Stube und zählte ihnen fünf blanke Louis d'or auf den Tisch.

„Das bin ich eurem Vater schuldig gewesen", sagte er. Sein Name stand aber nicht im Schuldbuche, wie Luise auch später darnach suchte.

Nun konnten ihre Wanderungen in den Dörfern aufhören, denn die hundert Franken reichten lange für sie. Dann kam das Frühjahr, und die so lange eingeschlossenen Kinder jubelten auf, als sie wieder hinaus in den Garten konnten. Luise leitete sie zur Gartenarbeit an; es fanden sich mehrere Päckchen mit Samen im Hause, da wurde mit Feuereifer gegraben und gesät; ganz rote Backen holten sich die Kinder bei der schönen Arbeit im Freien.

Der Garten wurde ihr ständiger Aufenthaltsort; Luise brachte ihre Flickarbeit hinunter, Friederike ihr Strickzeug und Karl seine Bücher. Bald gab es Beeren und Frühobst, und sie konnten wieder ganz fröhlich werden mitten in den Blumen und dem Sonnenschein. Freilich, so ausgelassen lustig wie andere Kinder wurden sie nie! Der Schatten der traurigen Ereignisse, der ihre frohe Kindheit getrübt hatte, verdüsterte noch immer ihr Gemüt.

In den ersten Wochen des August gingen Gerüchte durch die Stadt, die einem jeden das Herz im Leibe hüpfen machten vor banger, fröhlicher Erwartung. Robespierre, hieß es, der größte von der Mörderbande, sei in Paris geköpft worden. Jetzt werden wieder Ruhe und Ordnung ins Land kommen! Aber noch wagte keiner, es öffentlich auszusprechen; wie leicht konnte die Nachricht aus der Luft gegriffen sein!

Aber die Nachricht war richtig. Auf die erste Kunde davon machte sich Doktor Rosenstiel auf den Weg nach der Heimat, um endlich, endlich nach seinen verschollenen Kindern zu suchen. Selbst auf die Gefahr hin, doch noch arretiert zu werden, wollte er es wagen. Es litt ihn nicht länger in der Fremde.

An einem schönen Sommerabend kam er zurück nach Buchsweiler. Er wollte eigentlich beim Sonnenwirt absteigen, um erst Erkundigungen einzuziehen, aber es trieb ihn nach seinem Hause mit einer Gewalt, der er nicht widerstehen konnte. Sein Herz schug hörbar, als er sich seinem Heime näherte. Wird er wohl Fremde an der alten geliebten Stätte finden? Leise öffnete er die Gartentüre; ein paar Schritte vorwärts, und er blieb wie gebannt stehen.

Hier waren seine drei Kinder, in stiller Arbeit versunken, mit dem ernsten, rührenden Ausdruck auf ihren lieben Gesichtern. Er konnte sein Schluchzen nicht unterdrücken. Luise sah auf; mit einem herzerschütternden Schrei: „Vater!" lag sie in seinen Armen. Im nächsten Augenblick saß er auf der Gartenbank, die beiden Kleinen auf seinem Schoße. Luise kniete auf dem Boden und blickte selig zu ihm auf.

„Wo ist Karlinchen?", meinte er nach einer kleinen Weile. „Sie ist bei der Mutter", antwortete Karl treuherzig. Dem Doktor traten Tränen in die Augen: „Arme Kinder! Was habt Ihr ausstehen müssen!" „Vater", sagte Luise sanft, „der liebe Gott war ja bei uns! Du hattest uns gesagt, er würde uns nie verlassen, und das hat uns geholfen, das Schwerste zu ertragen!"

Und auf ihr junges, heldenmütiges Haupt legte der Vater seine beiden Hände: „Gott segne Dich in alle Ewigkeit, mein kleines Hausmütterchen!"

„Und dieser, meines Vaters Segen hat sich treulich an mir bewährt, mein Leben lang!" So schloß meine Großmutter regelmäßig, wenn sie im Kreise ihrer Kinder und Enkel die Geschichte dieses traurigen Jahres erzählte.

Zuerst in: „Elsässisches Evangelisches Sonntagsblatt", 39. Jahrgang, Nr. 1, Straßburg, den 5. Januar 1902.

## „Verelsässerung oder Elsässertum?"

Fortsetzung von Seite 7

deutschen Geistesleben und von der deutschen Schriftsprache, die Selbstaufgabe und den Untergang. Das Gegenteil ist das „Elsässertum", wie es der Dichter Ernst Stadler vor dem ersten Weltkrieg beschrieb:

„Elsässertum ist nichts Rückständiges, landschaftlich Beschränktes, nicht Verengung des Horizontes, sondern eine ganz bestimmte, sehr fortgeschrittene seelische Haltung, ein fester Kulturbesitz, an den romanische sowohl wie germanische Tradition wertvollste Bestandteile abgegeben haben."

In den Bauernhäusern hingen früher moralisierende Bilder, auf denen sich dem Menschen zwei Wege anbieten: der breite, bequeme, führt zur Hölle, der schmale, beschwerliche führt zum Himmel. Heute bieten sich dem Elsässer ebenfalls zwei Wege an: der bequeme der Verelsässerung, der zur Selbstaufgabe führt, und der andere, anstrengendere, der zum Elsässertum führt. Welchen wird er gehen?" G.W.

In der gleichen Nummer lesen wir, daß das "Forum alsacien de Paris" verlauten ließ: „Um das Elsaß, auch für das Auge, elsässischer zu machen, sollten, wie in Straßburg, Orts- und Straßennamen sowie Firmenschilder auf Elsässisch angebracht werden." Warum nicht? Warum aber, wenn man schon schreibt, nicht in der Schriftsprache? Bekanntlich haben die Jakobiner in der Revolution als erste das Verschwinden deutscher Aufschriften verlangt. Während des Krieges 1914—18 (erst!) verlangte die deutsche Verwaltung das Umgekehrte. 1918 wurden sofort wieder französische Firmenschilder aufgezwungen, 1940 umgekehrt, 1945 wieder umgekehrt!